

Stadt der Unsichtbaren

Benjamin La Paz und Gustavo Reinoso kennen sich nicht. Doch die Wirtschaftskrise verbindet ihre Leben in Buenos Aires. Sie machte Benjamin zum Straßenjungen und Reinoso zum Künstler, der Menschen wie Benjamin malt. Ein Kind, das niemand sehen will

von Maja Schirrle

Für seine Arbeit muss er rennen. Er hat nur achtundvierzig Sekunden. So lange bleibt die Ampel auf Rot, so lange kann er Schilder an die Scheibenwischer der stehenden Autos klemmen. Schweiß tropft ihm von Stirn und Oberlippe, perlt unter seinen Augen. Sein Name ist Benjamin La Paz. Er ist ein Junge mit schwarzen Augen und schwarzem Haar, klein und zierlich mit Stupsnase und Spitzbubenlächeln. Er arbeitet auf der breitesten Allee der Welt, der Avenida 9 de Julio in Buenos Aires. Pro Ampelphase schafft er sechs Autos, deshalb hat er sechs Schilder unterm Arm. Darauf steht: "Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten. Mit Ihrer Hilfe versuche ich, einen Teller Essen nach Hause zu bringen." Jeder hier hat eigene Schilder. Sie sind aus Karton und krakelig mit Filzstift beschriftet. Die Kinder, die schreiben können, helfen denen, die es nicht können. Auf den Pappen der neunzehnjährigen Sharon steht: "Bitte helfen Sie mir, ich bin schwanger." Das stimmt nicht. Doch sie hofft, durch diese Lüge mehr Geld zu ergattern. Sharon und Benjamin kommen aus demselben Viertel, Villa Lugano. Ein Stadtteil durchzogen von Elendssiedlungen, sogenannten Villa Miserias. Die beiden kennen sich von kleinauf. Er nennt sie Herzenscousine. Ihre Beine sind dünn wie Streichhölzer, ihre Füße stecken in zu großen Flip-Flops. Sie schlurft mitten durch die Auto-Kolonnen. Niemand erbarmt sich. Bei Benjamin läuft es etwas besser. Kurz bevor die Ampel auf Grün schaltet, zieht er die Kartons von den Scheibenwischern. Die Fahrer verstecken sich hinter der Spiegelung ihrer Windschutzscheibe, nur einer kurbelt

das Fenster herunter, der Spalt gerade so groß, dass seine Fingerspitzen mit dem Geldschein hindurchpassen. „Danke“, keucht Benjamin und rennt zum Seitenstreifen, um nicht überrollt zu werden. Zwanzig Peso hat er gerade verdient, das sind umgerechnet keine zwei Cent.

Als der damalige FDP-Parteivorsitzende Christian Lindner im Dezember sagte, Deutschland müsse „mehr Milei wagen“, da stand Benjamin genau hier, an dieser Kreuzung. Javier Milei, der aktuelle Präsident Argentinien ist ein Mann, wie es ihn an der Spitze des Landes noch nie gab. Ein Ökonom und TV-Star, bekannt dafür, dass er seinen toten Hund viermal klonen ließ und ein Modell der Zentralbank mit einem Hammer zerschlug. Ein Mann in Lederjacke, der sich selbst als „Anarcho-Kapitalist“ bezeichnet, einer mit zwei Gesichtern. Es gibt den Milei, der auf Wahlveranstaltungen Ständchen übers Staatsversagen singt und dabei ein Superhelden-Kostüm trägt. Und es gibt den, im schwarzen Anzug, Brille auf der Nasenspitze, der die Probleme des Landes in klaren Worten benennt. Argentinien hat viele Probleme. Allen voran eine Inflation, die über Jahrzehnten immer wieder aufflammt. Milei will sie besiegen. Benjamin hat Angst vor ihm.

Seit Milei an der Macht ist, sagt Benjamin, kann sich seine Familie kein Gas mehr leisten. Sie kochen auf einem Lagerfeuer vor ihrer Blechhütte. Die Inflation ist in den ersten Monaten nach Amtsantritt noch auf fast dreihundert Prozent gestiegen.

Mindestens jeder zweite Argentinier lebte im ersten Halbjahr 2024 unterhalb der Armutsgrenze. Inzwischen sind die Zahlen gesunken – zumindest bei den Erwachsenen. Heute ist nur noch jeder Dritte betroffen. Für die Kinder unter 14 Jahren bleibt die Situation gravierend. Jedes zweite lebt laut dem argentinischen Statistikamt Indec in Armut. Zu ihnen gehört Benjamin, der an diesem Januartag 13 Jahre alt ist.

Immer häufiger vertreiben ihn Polizisten von der Kreuzung. Zu viele Kinder betteln hier. Fragt er Passanten nach Geld, sehen sie ihn nicht mehr an. Sie schauen nach oben, sie schauen in die Ferne

und wenn das nicht geht, richten sie ihren Blick nach innen. Das ist die Geschichte eines Jungen, den keiner sehen will. In ihr kommt auch der Künstler Gustavo Reinoso vor. Die beiden sind sich noch nie begegnet. Reinoso kennt den Straßenjungen nur aus Schilderungen der Reporterin. Trotzdem sollen ihre Geschichten zusammen erzählt werden. Denn Reinoso zeichnet Unsichtbare wie Benjamin.

Die Sonne knallt auf die Avenida 9 de Julio. Dreißig Grad, die Straße flimmert. Kurze Pause. Benjamin gesellt sich zu einer Gruppe Straßenkinder. Gemeinsam sitzen sie im Schatten der Jacaranda-Bäume. Ihre Schilder liegen verstreut am Boden. Sharon, Kevin und sein bester Freund Braiton blicken in Richtung Springbrunnen. Der hat drei Stockwerke. Von oben sprudelt eine Wasserfontäne den Putten darunter auf den Kopf und dann den römisch-anmutenden Figuren in Tuniken ganz unten auf die Füße. Jeden Donnerstag wäscht Benjamin darin seine Kleidung, freitags die Kleidung seiner kleinen Brüder. Jeden Abend seine Haare und den Körper. Einst stand der Brunnen für den Reichtum der Hauptstadt. Vor einem Jahrhundert noch soll Argentinien zu den reichsten Ländern der Welt gezählt haben. Hier gab es mehr Telefonleitungen pro Kopf als in Japan, höhere Löhne als in Deutschland, eine U-Bahn, die unter Buenos Aires rauschte – die erste auf der gesamten Südhalbkugel. Unzählige Wirtschaftskrisen später steht derselbe Brunnen für den Absturz einer Gesellschaft. Er ist zur Wasserstelle für Müllsammler und Straßenkinder verkommen. Vielleicht wirkt das Mädchen, das vorm Brunnen steht und Selfies macht, deshalb so fehl am Platz. Sie zieht alle Blicke auf sich.

“Sie ist meine feste Freundin“, sagt Benjamin und grinst. Er hebt dabei seine Stimme, um den Verkehr zu übertönen.

“Verarsch mich nicht“, ruft Braiton.

“Ja, ich hab gelogen“, antwortet Benjamin, stoppt kurz und sagt dann: “Sie ist schön, oder?”

Ihr blondes Haar fällt in Locken auf die Schultern, mit strahlend weißen Zähnen lächelt sie in ihre Handkamera. Die Zähne von Benjamin schmerzen. Er hat Karies und seine Schneidezähne sind zackig, weil er aus Langeweile auf Dosenverschlüssen herumkaut. Das schöne Mädchen geht, ohne ihn angeblickt zu haben. Er träumt ihr hinterher. "Wie toll sie war!" Dann rennt er zum Brunnen, überspringt die erste Brunnenmauer, klettert die zweite empor und macht einen Salto ins Wasser. "Kevin, Braiton, kommt! Es ist so gut!", ruft er.

Kevin, dessen Arme und Beine in lose Verbände gewickelt sind, schleudert die Bandagen von sich und rennt los. Den ganzen Vormittag hat er geübt, möglichst glaubhaft zu humpeln, und dabei sein rechtes Bein starr hinter sich hergezogen. Die Verbände hat er in einer Mülltonne gefunden, sie sind das i-Tüpfelchen seines Schauspiels. Kevin ist der Bestverdiener der Gruppe. Er ist der Jüngste.

Kopf und Gesicht sind noch so klein, dass seine Augen wie große Murmeln wirken. Der Frage nach seinem Alter weicht er aus. Mal ist er vierzehn, mal siebzehn, mal zwanzig. Er ist der einzige, der versucht, sich älter zu machen.

Hinter ihm tappst Braiton. Vierzehn Jahre, braungebrannt, mit rundem Gesicht und rundem Bauch, dünnem Haar, das ihm bis zur Hüfte reicht, einem Lächeln mit großen Zähnen, und der schlechten Angewohnheit, sein Geld sofort für Empanadas auszugeben, sobald er hundert Peso zusammen hat. Er klettert als letzter über die Brunnenmauer und macht eine Arschbombe ins Wasser. Ein Schwall schwappt über den Rand. Benjamin und Kevin johlen Beifall und führen eigene Sprünge vor. Hechter, Saltos, Arschbomben. Immer und immer wieder springen sie ins Wasser. Sie rufen und lachen laut. Niemand beachtet sie.

"Sie sind unsichtbar", sagt Gustavo Reinoso. "Die Leute haben mit Straßenkindern nichts zu tun. Wenn, dann nur, wenn einer dieser Jungs sie ausrauben will." Er wirkt wie ein Durchschnittstyp, Familienvater, sechsfünfzig, mit weißen Bartstoppeln und

Hornbrille, der jeden Tag Jeans und ein schwarzes T-Shirt trägt. Die Farbspritzer auf seinen Schuhen verraten, dass er Künstler ist. Reinoso widmet sich einer scheinbar unmöglichen Aufgabe. Er zeichnet Unsichtbare.

Der Maler steht in seinem Atelier, einer fensterlosen Kammer mit hohen Decken, getaucht ins gelbe Licht einer Baustellenleuchte, an den Wänden lehnen Regale aus Stahl. Sie sind vollgestopft mit Leinwänden und Farben und wirken wie das Skelett des Raumes. Ein Gebilde, in dem eine Sache die nächste stützt, und der falsche Handgriff eine Lawine aus Kunst auslösen kann. Reinoso ist der Einzige, der hier etwas bewegen darf.

Sein Tagebuch hat einen beigefarbenen Umschlag und elfenbeinweiße Seiten. Es liegt auf dem Tisch. Hinter dem Tisch stapeln sich Kartons. Reinoso hat sie von Müllsammlern geschenkt bekommen und die wiederum haben sie aus den schwarzen Tonnen gezogen, die in Buenos Aires alle paar hundert Meter am Bordstein stehen. Die Tonnen stinken nach Urin und vergammeltem Gemüse. Alles landet darin. Deshalb schicken Väter ihre Söhne hinein. Ihre kleinen Augen blitzen aus den schwarzen Schlünden. Sie zerreißen Tüten, wühlen mit bloßen Händen durch Toilettenpapier und Hundekot. Was sie für brauchbar halten, schleudern sie in hohem Bogen hinaus. Kleidung und Essensreste. Aber auch Kartons, die sie später an Wertstoffhöfe verkaufen. Die Väter sammeln alles auf und legen es in ihre Wagen. Manchmal sind das Einkaufswagen, meistens aber selbstgeschweißte Gestelle mit Autoreifen, in die sie sich wie Pferde einspannen. Die Armut zwingt sie, von Abfällen zu leben. Die Kartons sind Grundlage für Reinosos Kunstserie "Les Invisibles", übersetzt "Die Unsichtbaren". Was einmal Verpackung war, hat unter dem Druck der Inflation die Bedeutung gewechselt. Für den Straßenjungen Benjamin sind Kartons eine Möglichkeit, sich mitzuteilen. Für Reinoso ist es ähnlich. Auf dem Tisch in seinem Atelier hat er drei Kartons ausgebreitet, die zusammen fast zwei Meter lang sind. Sie dienen ihm als Leinwand. Den rechten Arm mit einem Wachsstift in der Hand hält er ausgestreckt, der linke Arm lehnt angewinkelt am Körper, die Handfläche zeigt nach oben. Er

ist in völliger Konzentration. Seine Skizze hat keine Tiefe. Alle Linien liegen auf derselben Ebene. Die Umrisse der Figuren verschwimmen mit ihrer Umgebung. Sie wirken durchsichtig, fast als gäbe es sie gar nicht.

Seine Vorzeichnung strukturiert die Collage. Er nimmt sich einen Karton vom Stapel, dann eine Schere und schneidet Formen heraus, die er gerade gezeichnet hat: Gesichtshälften, einen Arm, eine Hand. Mit Bastelkleber heftet er sie auf die Skizze und macht sie so plastisch. Dann greift er nach den Wachsmalstiften, entscheidet sich für ein blasses Rosa, Olivgrün und Rot, und malt die Gesichter an. Jede Gesichtshälfte in einer anderen Farbe. Er malt schnell. Trotzdem arbeitet er an Collagen dieser Größe manchmal acht Wochen. Am meisten Zeit brauchen die Details. Er schneidet Schuhe aus Karton aus, in die er Schnürsenkel einfädelt, umhüllt die Figuren mit Stoffen, abgewetzter Kleidung, Plastiktüten und Zeitung – Abfälle, die er großflächig aufkleistert.

Die fertige Collage zeigt drei Jugendliche, eingewickelt in alte Decken, sie liegen auf Karton. Es ist ihr Bett für die Nacht. Ihre Körper sind Pappe, ihr Haar Vlies. Zu ihren Füßen ein kleiner Hund mit Fell aus Filz. Sie schlafen. Nur der Junge in der Mitte ist wach. Er greift nach der Hand seines Freundes. Sein Wachsstift-Auge starrt aus der Collage direkt auf den Betrachter. Reinosos Kunst dokumentiert das Leben von Straßenkindern und Obdachlosen. Außenseiter, die von allen gemieden werden. Der Künstler blickt auf die drei Jugendlichen in der Collage. "Stell dir vor, es würde diesen Menschen gut gehen. Dann hätte niemand vor ihnen Angst."

"Du musst keine Angst haben", sagt Benjamin. Zurück am Mittelstreifen der Avenida 9 de Julio. Ein Mann kommt auf ihn zu. Die Arme von sich gestreckt, sein weißes Haar steht ihm wie elektrisiert vom Kopf. "Habt Angst vor mir!", schreit er die Kinder an. Benjamin lacht. "Der macht nichts", sagt er und wird Recht behalten. "Einen bösen Menschen erkennt man daran, dass man sich ihm nicht nähern will", erklärt Benjamin. Dieser Typ sei nicht böse, sondern einfach nur durchgeknallt.

Wie der Mann kommt auch Benjamin aus einer Welt ohne Möglichkeiten. Er wohnt mit fünf Brüdern und seiner Mutter in einer Blechhütte am Stadtrand. Im Sommer ist es darin unglaublich heiß, im Winter unglaublich kalt. Er schläft auf dem Boden. Meist zieht er es vor, bis spät nachts durch die Straßen zu streunen. Bettler, Hungernde und Müllsammler, er kennt sie alle. Vielleicht wird er später selbst einer werden, wenn ihm erste Bartstoppeln wachsen, seine Züge zu kantig sind, um Herzen zu erweichen. Viel lieber aber wäre er Fußballer. "So wie Messi! Er ist einfach der Beste!"

Benjamin könnte sich auch vorstellen Anwalt zu werden. Er wäre der erste Anwalt, der nicht lesen kann. "Als Anwalt verdient man einen Haufen Geld", sagt Benjamin. In seinem Kinderleben geht es oft um Geld.

Seine größte Angst: „Dass ich nicht genug Geld für das Medikament zusammenbekomme.“ Das Medikament ist für Sharon. Während die anderen Jugendlichen arbeiten, liegt die 19-Jährige meist im Schatten. „Wegen ihrer Krankheit“, sagt er. Die mache sie so träge. Wenn er den ganzen Tag an der Kreuzung verbringt, verdient Benjamin fünftausend Peso, etwas weniger als vier Euro. Dann hat er die Hosentaschen voller Zwanziger und Fünfziger, manchmal ist auch ein Fünfhunderter dazwischen. Früher wäre das ein Haufen Geld gewesen. Heute ist es nur noch labbriges Papier. Es reicht gerade so für eine Packung Toast. Das heißt, es würde reichen. Doch einen Großteil seines Verdienstes gibt er Sharon. Er will, dass sie sich ihr Medikament leisten kann. Wenn sie das nimmt, ist sie aufgeweckt und redet viel. Es heißt Clonazepam und kostet fünfundzwanzig US-Dollar, das jedenfalls hat sie den Kindern gesagt. Dass Clonazepam kein Muntermacher, sondern im Gegenteil ein Beruhigungsmittel ist, das weiß Benjamin nicht. Er weiß auch nicht, was das für weißes Pulver ist, das sich Sharons Freunde in die Nase ziehen. Er will nur, dass sie gesund ist. Wenn dafür sein Verdienst draufgeht, sei's drum.

"Geld macht nicht glücklich", sagt er.

Was macht dich glücklich, Benjamin?

"Ich weiß nicht", sagt er. Dann blitzt etwas in seinen Augen auf. "Ich hatte mal einen kleinen Hund, er hieß Artito und hat draußen geschlafen." Er stockt. "Aber Artito ist gestorben."

"Für Kinder wie Benjamin ist es schwer, ein normales Leben zu führen", sagt der Maler Reinoso. "Doch stell dir vor: Für sie ist dieses Leben normal." Er hat die Wachsstifte in einem Etui verstaut und die Kartons in einen Spalt zwischen Regal und Wand geschoben. Auf dem weißen Tisch stehen nur noch seine Thermoskanne und ein Mate. Er nuckelt am metallenen Strohhalm im Becher. Gut ein halbes Dutzend Collagen hat er bisher gefertigt. Den Überblick über seine Zeichnungen hat er schon lange verloren. "Meine Arbeiten sind eine Kritik. Ich will nicht, dass es so weitergeht", sagt er.

Eigentlich ist er Architekt, doch Aufträge sind rar. Manchmal weiß er nicht, ob er sich nächsten Monat noch die Krankenversicherung leisten kann. Mit der Kunst läuft es besser. Im Auftrag des Theaters "El Cubo" hat er dessen Fassade mit einem riesigen Akt-Porträt von Frida Kahlo bemalt. Seine Arbeiten hängen in Cafés, Restaurants und Konferenzsälen in Buenos Aires, außerdem in Wohnzimmern in Miami Beach und Barcelona. Erst kürzlich wurde er für eine Ausstellung nach Madrid eingeladen.

Nur seine Unsichtbaren verkaufen sich nicht. Sie sind nichts, was man in einem Restaurant aufhängen würde, oder gar über einem Sofa. Sie sind eine Konfrontation. Alle in Buenos Aires wissen, vor wem sie die Augen verschließen. Bettelnde liegen vor Supermärkten und Apotheken, vor Restaurants und Bankautomaten. Man muss sich bemühen, sie zu übersehen. Reinoso sieht sie mit all ihren Details. Mit den Rosenkränzen, die sie sich ums Handgelenk schlingen, mit dem Schnodder, der ihnen aus der Nase läuft. Sie haben einen Weg in sein Werk gefunden und damit in die Kunstausstellungen der Stadt.

Die Augen der Besucher wandern über Kartonflächen, über Figuren, die sie weder ansprechen noch ausrauben werden. Kein Uringeruch, kein Schmutz, keine Mücken kein Grund wegzusehen. Doch im

Gegensatz zu den Personen, die sie abbilden, fangen Gustavo Reinosos Collagen die Blicke – und bringen die Erinnerung zurück. An den Rentner, der auf dem Gehsteig vor dem Matratzenladen schläft. An das Kind, das vorm Supermarkt bettelt, jemand möge ihm etwas mitbringen – egal was. An das eigene Ich, das vorbeigeht. Reinoso sagt über die Betrachter: „Ich liebe es, wenn es sie nervt.“

Früher erzählten seine Werke von einer Kindheit im Feinkostladen und einer Reise nach New York. Jetzt von Obdachlosigkeit und Hunger.

Hat die Wirtschaftskrise Sie verändert, Gustavo Reinoso?

„Nein, ich bin ich. Gerade will ich etwas Trauriges ansprechen“, sagt er. „Doch ich habe die glücklichen Momente nicht vergessen.“

Einige Meter unter der Stadt. Benjamin rennt auf die Drehsperre im U-Bahnhof zu. Sekunden bevor er sie erreicht, duckt er sich und schlittert darunter hindurch. Kevin und Braiton tun es ihm gleich. Sie rennen am Kontrolleur vorbei, der nicht anders kann als zu lachen, und rutschen dann das Treppengeländer hinunter zur einfahrenden U-Bahn. Die Türen öffnen sich. Kevin springt hinein, rennt quer durch den Wagon, hört das Piepsen, das das Türeenschließen ankündigt, und huscht so knapp wieder hinaus, dass es ihm fast das viel zu große orangefarbene T-Shirt einwickelt. Benjamin und Braiton liegen sich lachend in den Armen.

In die nächste Bahn steigen sie ein. Ebenso ein Mädchen. Sie trägt einen gelben Rucksack und einen Plastik-Becher mit etwas Kleingeld. „Mein Name ist Rosita“, nuschelt sie und setzt dann nochmal lauter an: „Mein Name ist Rosita! Ich möchte heute gerne in einem Zimmer schlafen! Bitte helfen Sie mir!“ Niemand schaut hoch. An der nächsten Station steigt sie aus.

„Bitte helfen Sie mir“, äfft Benjamin sie nach. „Bitte helfen Sie mir“, krächzt jetzt auch Kevin. Die Regierung spricht von viertausend Obdachlosen in Buenos Aires. Soziale Organisationen wie „ReNaCalle“ halten dagegen. Allein im Jahr 2023 zählten sie achttausend Menschen ohne Obdach. Jeder Zehnte sei ein Kind. Sie

schlafen nachts auf Kartons, ziehen tags durch die U-Bahnen, um Geld zusammenzukratzen. Seit Milei die Kettensäge am Staat ansetze, könnte die Zahl laut "ReNaCalle" auf zwölftausend gestiegen sein. Der Präsident hat die Ministerien halbiert, dreißigtausend Beamte gefeuert, Bildung, Gesundheit, Renten und Sozialprogramme gekürzt. Das Ergebnis radikalen Sparens: die Inflation ist gesunken. Im April lag sie bei knapp siebenundvierzig Prozent. Zum Vergleich: Im Vorjahres-April waren es fast zweihundertneunzig Prozent. Verbessert sich die wirtschaftliche Lage weiter, könnte die Armut zurückgehen. Doch wer denkt, dass jetzt alles gut wird, hat noch nie vom argentinischen Pendel gehört.

Die einzige Konstante der argentinischen Wirtschaft ist ihre Instabilität. Das belegt ein Bericht der Wirtschaftswissenschaftlerinnen Valeria Arza und Wendy Brau. Darin stellen sie fest, dass sich die Wirtschaftspolitik Argentiniens zwischen 1955 und 2018 durchschnittlich alle zwei Jahre änderte. Davon sechzehn Mal stark gegenläufig. Wie ein Pendel schwingt sie zwischen zwei Extremen. Die linken Parteien wollen den Markt staatlich regulieren, die rechten wollen ihn befreien. Mit der Wahl Mileis schlug das Pendel nach rechts. Er will staatliche Unternehmen privatisieren und den Außenhandel liberalisieren. Ähnliches geschah in den 1990er Jahren schon einmal und endete in einer Schuldenkrise mit anschließenden Inflationsschüben. Links erwarten sie deshalb das Scheitern Mileis. Sie wollen das Ruder herumzureißen, sobald sie wieder an der Macht sind. In Argentinien nur eine Frage der Zeit. Auf radikale Reformen folgen radikale Reformen. Das argentinische Pendel schlägt durch die Gesellschaft und reißt die Schwächsten mit sich.

"Oft verzichte ich auf mein Essen und gebe es meinen Geschwistern", sagt Benjamin und wird plötzlich ganz ernst.

"Besser ich habe Hunger als sie. Sie sind noch so klein." Nicht einmal Suppenküchen können sich noch Lebensmittel leisten. "Wer soll uns helfen?", fragt er, seine Augen fixieren einen Punkt in der Ferne. "Ich werde sterben."

“Das hat er gesagt?“, fragt Gustavo Reinoso.

Er erhebt sich vom Stuhl und kramt in einer Schublade, zieht Visitenkarten heraus, Sticker, noch mehr Visitenkarten, dann ein schwarzes Heft. Er blättert bis zur vorletzten Seite und zeigt auf die Skizze eines Jungen. Der trägt Schirmmütze und in der Hand eine Pistole. Neben der Zeichnung steht in Großbuchstaben: “Kein Junge wird als Dieb geboren.” Ein Portrait eines Unsichtbaren. Wenn Reinoso sie zeichnet, denke er nicht an eine Person. Er denke an viele. Dieser Junge ist niemand und doch Hunderte. Ob er auch Benjamin sein könnte? Kinder wie er sind in wenigen Jahren junge Erwachsene, die gelernt haben, dass sie Respekt nur mit Gewalt erlangen. Sie werden einer Gesellschaft gegenüberstehen, die sie formte und nun fürchtet.

Reinoso ist besorgt. “Wenn Benjamin sagt, dass er sterben wird, dann sagt er damit, dass sein Leben nichts wert ist. Wenn er nichts wert ist, dann andere noch weniger.” So fange es an. Auf der Straße gerate man schnell an die Falschen. “Erwachsene rekrutieren Kinder zum Stehlen. Sie können in den Gefängnissen ein- und ausgehen, weil sie minderjährig sind“, sagt der Künstler. In den Jahren nach Ausbruch der Covid19-Pandemie stieg die Kinderkriminalität in Buenos Aires wieder an. 2023 wurden gegen knapp tausendachthundert Kinder und Jugendliche Strafverfahren eingeleitet. Verglichen mit 2020 ist das ein Zuwachs von einundfünfzig Prozent. Fast immer sind es dieselben Taten: Diebstahl und Überfall. Reinoso sagt: “Wenn der Junge ohne Bildung bleibt, wird er ins Gefängnis gehen.”

An dem Tag, an dem Braiton verhaftet wird, ist der Himmel strahlend blau. Polizisten drücken ihn zu Boden und legen ihm Handschellen an. Erst sind es nur zwei, doch es kommen immer mehr dazu, bis zwölf Beamte ihn umringen. Sie tragen Helme, Schusswesten, Taser, Schlagstöcke, Pistolen. Und Braiton? Den lassen sie nicht mal ein T-Shirt anziehen. Er darf nicht aufstehen, er darf nicht sprechen. Halbnackt sitzt er nun vorm

Obelisk, dem Wahrzeichen der Stadt, und wird behandelt wie ein Verbrecher. Das ist die Rolle, die die Beamten ihm zuweisen. Wie lange wird es dauern, bis er sie annimmt? Keine zehn Meter entfernt stehen Touristen und Touristinnen. Erst scheint es, als würden sie die Szene von dem Jungen und den Polizisten mit ihren Handys festhalten. Doch sie schießen Selfies.

Braiton soll ein Handy geklaut haben. "Hab ich aber nicht", beharrt er. Es ist die Wahrheit. Nach drei Tagen lassen sie ihn gehen. "Das Essen war schrecklich!", sagt er. "Aber ansonsten alles normal."

"Mich haben sie zum Glück nicht erwischt", sagt Benjamin. "Ich bin gerannt."

Kevin gähnt. Es ist kurz vor zwölf, die Nacht klebrig schwül. Drei Kinder allein in der größten Stadt des Landes, sie tragen Flip-Flops und Fußballtrikots.

"Heute werden wir auf der Straße schlafen", sagt Benjamin. Das Geld ist knapp und sie wollen den Morgenverkehr abfangen.

Wo genau werdet ihr schlafen?

"Dahinten", sagt er und zeigt auf eine Verkehrsinsel. Im Schatten eines Baumes haben sie Kartons und eine Decke ausgebreitet.

"Mach dir keine Sorgen um uns", sagt er und lächelt. "Niemand wird uns sehen."